

„Traurig, dass Antisemitismus noch Thema ist“

Wiener Juden. Wie sie leben, arbeiten und denken: Nach der Beschimpfung eines Rabbiners hörte sich „Die Presse“ in der jüdischen Gemeinde Wiens um. Kritik gibt es nicht nur an Österreich, sondern auch an Israel.

VON IDA LABUDOVIC

Kürzlich sorgte die antisemitische Beschimpfung eines Rabbiners in Wiens Innenstadt für eine hitzige Debatte. Die Frage, die unausgesprochen im Zentrum stand, lautete: Wie lebt es sich eigentlich als Jude in Österreich? „Die Presse“ fragte nach.

Nach Auskunft der israelischen Botschaft in Wien leben etwa 1000 Israelis und zehnmal so viele Menschen jüdischen Glaubens in Österreich. Einer davon ist Jehuda Levi (Name von der Red. geändert). Seine Eltern sind Ende der 1920er-Jahre von Russland nach Israel ausgewandert. Levi kam vor

MEDIA
Diversity Mediawatch Austria www.m-media.or.at
Diese Seite wird von Mitarbeitern von M-MEDIA in redaktioneller Unabhängigkeit gestaltet.
auch online: DiePresse.com/integration



Wie dieser Quilt, der die Geschichte des Judentums erklärt, erzählten Mitglieder der Gemeinde der „Presse“ ihr Leben. [M. Flener]

vierzig Jahren nach Wien, um Medizin zu studieren. Als Ärztlicher Direktor eines Spitals ging er hier auch in Pension.

„Damals war Wien eine schlafende Stadt“, sagt er, „inzwischen ist es eine herrliche internationale Stadt geworden.“ Am Anfang war die Stadt für Levi nicht so einladend, und die Beziehung zu den Menschen nicht immer einfach. Seine erste Vermieterin nannte ihn einen „Orientalen“, ein Kollege in der Arbeit „Spion“. „Wegen meines Akzentes merkt man auch heute, dass ich nicht aus Ottakring komme.“ Als Student war Levi Fremdenführer in Wien und Salzburg. Mit seinem selbstkritischen Humor und unzähligen Anekdoten hat er sich hier viele Freunde geschaffen.

Sowohl in Österreich als auch in Israel ist er sehr gern. Was ihn aber hier stört, ist die fehlende Sensibilität: „Es ist traurig, dass Antisemitismus noch immer ein Thema ist.“

Zu Israel hat Levi seine eigene Meinung. „Die Radikalisierung, sowohl die politische als auch die re-

ligiöse, finde ich nicht gut.“ Er bezeichnet sich selbst als säkularen Juden, am Versöhnungstag Jom Kippur wird er aber fasten: „Ich habe es meiner Großmutter versprochen.“

Wendepunkt: Vranitzkys Rede

Eines der wichtigsten Ereignisse nach der Gründung des Staates Israel war für die jüdische Gemeinde Wiens die Überreichung des Beglaubigungsschreibens des Botschafters des Staates Israel in Österreich (September 1959). Um die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse mit Israel zu fördern, wurden Vertretungen verschiedener zionistischer Vereine eröffnet, wie z. B. Keren Hajessod – die zentrale Organisation der Spendensammlungen für Israel,

Keren Kajemeth – der jüdische Nationalfonds oder Wizo – die zionistische Frauenorganisation.

Im Juni 1993 hat Franz Vranitzky Israel besucht und dabei in seiner Rede die „moralische Verantwortung“ anerkannt, „weil viele Österreicher den Anschluss begrüßten, das Naziregime unterstützten und bei seinem Funktionieren halfen“. Gleichzeitig hat Vranitzky um Verzeihung jener gebeten, die entweder überlebt haben oder zu den Nachfahren der Opfer gehören. Der Besuch gilt als Beginn eines neuen Kapitels in den bilateralen Beziehungen zwischen Österreich und Israel.

Das Stammlokal vieler Israelis in Wien ist „Maschu, Maschu“, auf Hebräisch bedeutet es „etwas, etwas“. Damit ist etwas ganz Beson-

deres gemeint. Die Leibspeise vieler Israelis ist Falafel. Und das „Maschu, Maschu“ macht – angeblich – die besten der Stadt. Zu den Stammkunden gehört Eric Lary, ein Jazzmusiker, dessen Verfahren aus dem Irak nach Israel gekommen sind. Schon als Kind hat er begonnen, Gitarre zu spielen, Jazz ist seine Liebe geworden: „Jazz kommt als Finale. Es ist nicht einfach, Jazz zu spielen, er vereinigt alle Musikrichtungen in sich.“

Nach Wien kam er Ende der 1980er-Jahre und begann als Straßenmusiker. Heute tritt Lary in verschiedenen Lokalen auf, wo er auch mit seiner Band „Origoquartet“ spielt. Wichtig für seine Karriere nennt er die CD „Jerusalem of Gold“ mit israelischer Folkmusik, die er verjazzt hat. Jedes Jahr am Jerusalem-Tag kann man seine Musik auf dem Judenplatz hören. Als religiös bezeichnet er sich aber nicht. „Ich glaube an Menschen und habe Kontakte mit allen, die gut sind. Das Einzige, in dem ich sehr traditionell bin, ist die Musik.“

Eine andere Einstellung hat Sarah Schwarz (Name von der Red. geändert): Für sie ist die Religion ein Lebensweg. Die kommenden Feiertage wird sie mit ihrer Familie und Freunden bei feierlichen Mahlzeiten und in der Synagoge verbringen. Ursprünglich stammt ihre Familie aus den USA. Sie ist vor wenigen Jahren nach Wien gekommen, mit ihrem Mann, einem Österreicher, den sie im Kibbuz kennengelernt hat. Die ersten Eindrücke, die die junge Pädagogin von ihrer neuen Heimat mitbekommen hat, waren „Bilder und Filme, die mit dem Holocaust verbunden waren“. Auch Beschimpfungen wie „Du gehörst nach Auschwitz“ hat sie schon erlebt. Trotzdem hat sie die Stadt gern. Was sie an Wien vermisst, ist mehr Hilfsbereitschaft.

Hohe Feiertage

17. und 18. September: Rosch Haschana – das jüdische Neujahr.

26. September: Jom Kippur – Versöhnungstag.

1. Oktober: Sukkot – Laubhüttenfest.

9. Oktober: Simchat Tora – Torafreude.

Flucht aus Wien – in eine Falle: Die Reise in die Ewigkeit

Geschichte. Eine Ausstellung in der Wiener Schwindgasse zeigt das Schicksal einer Gruppe jüdischer Flüchtlinge, die es nie bis nach Palästina geschafft hat.

Es gibt keine Hoffnung mehr, nur der Tod ist gewiss. Kein Zurück mehr und kein Nachvorn, in die Falle geraten in einem fremden Land. Ihre Tage und Nächte waren von Angst, Kälte und Krankheit geprägt.

Die Rede ist von Mitgliedern des sogenannten Kladovo-Transports. Eine Ausstellung im Burgenländisch-kroatischen Zentrum in der Wiener Schwindgasse widmet sich ab Donnerstag der Flucht einer Gruppe von Juden, die nie in Palästina angekommen ist.

Es war 1939, als sich die Teilnehmer in der Wiener Innenstadt versammelt haben, um die Reise anzutreten. Der illegale Transport, der als Kladovo-Transport bekannt wurde, ging von Anfang an ein großes Risiko ein. Eine in Palästina gegründete Organisation zur Rettung europäischer Juden gab dem Generalsekretär des Verbandes der jüdischen Gemeinden den Auftrag, drei Ausflugschiffe zu organisieren. Auf diesen befanden sich 822 Personen aus Wien, 130 aus Berlin, 50 aus Danzig und etwa 100 aus Prag und Bratislava.

Das Eis auf der Donau bei Kladovo an der rumänischen Grenze verhinderte aber eine Weiterfahrt. So blieben die Schiffe im Dezember 1939 im Hafen. Die Kähne waren ungeheizt. Die Flüchtlinge wurden deshalb in Zelten und Ba-

racken am Ufer untergebracht. Die Gruppe blieb bis September 1940, dann wurde sie über den Fluss Sava in die Stadt Šabac gebracht, wo die Lebensbedingungen besser waren.

1100 blieben zurück

„Da war es etwas leichter, das gesellschaftliche Leben bunter, es gab sogar ein Theater“, wird ein Überlebender in Schriften zitiert. Mehrere Male wurde die Weiterreise angekündigt und im letzten Moment abgesagt. Kurz vor dem Einmarsch der Deutschen erhielt eine Gruppe von ungefähr 230 Flüchtlingen, hauptsächlich Jugendliche und Frauen, ein Einwanderungszertifikat. Sie reisten mit der Bahn über Griechenland, die Türkei, Syrien und den Liba-

non nach Palästina. Etwa drei Personen aus dieser Gruppe leben heute noch in Israel.

Über 1100 Flüchtlinge erlebten in Šabac den Einmarsch der deutschen Wehrmacht. Fast zwei Jahre nach Fluchtbeginn, im Oktober 1941, wurden Männer im Dorf Zaslavica erschossen, die Frauen und Kinder kamen ins KZ „Sajmište“. Jeden Tag holte man sie mit Lastwagen von dort ab, auf der Fahrt durch Belgrad wurden sie vergast und in Massengräber geworfen.

Die Ausstellung „Die Reise in die Ewigkeit. 70 Jahre Kladovo-Transport“ entstand in Zusammenarbeit mit Yad Vashem. Ausstellungsort ist das Burgenländisch-kroatische Zentrum in der Schwindgasse 14/4 in Wieden. Die Veranstaltung läuft bis 14. Oktober.



Mitglieder des „Kladovo-Transports“, von dem nur wenige in Palästina ankamen. [Yad Vashem]

Paket gegen Schulpflichtverstöße

Derzeit sind in Österreich 75.000 Jugendliche zwischen 16 und 24 Jahren weder in Ausbildung noch in Beschäftigung noch im Training. Unter diesen NEET-Jugendlichen (NEET: Not in Education, Employment, Training) finden sich viele Jugendliche mit Migrationshintergrund – vor allem der ersten Generation. Was mit vermeintlich harmlosen Schulpflichtverstößen beginnt, führt über den Schulabbruch direkt in die Arbeitslosigkeit.

Daher müssen Schulpflichtverletzungen ernst genommen werden. Das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur und das Staatssekretariat für Integration haben sich auf ein Maßnahmenpaket verständigt, das dem Problem nachhaltig, im Sinne aller Beteiligten und auf mehreren Ebenen begegnen soll und von einer genauen Motivforschung und Problemanalyse begleitet wird:

- Schulinterne Verhaltensvereinbarungen werden festgeschrieben.
- Genauere gesetzliche Regelung, wie mit Schulpflichtverletzungen umzugehen ist.
- Durch höhere Strafen soll das Problem nicht mehr bagatellisiert werden.
- Schulpflichtverletzungen werden erstmalig definiert. Ein Stufensystem mit definierten Maßnahmen (z. B. das verpflichtende Eltern-Lehrer-Gespräch, Einschalten schulinterner Beratungs- und Betreuungssysteme, Jugendwohlfahrt) wird geschaffen. Das soll es Lehrern, Direktoren und den Schulaufsichtsbehörden leichter machen, gegen Schulpflichtverletzungen vorzugehen.

Eine weitere wichtige Initiative betrifft die Förderung von Lehrgängen für Erwachsene im Bereich Basisbildung/Grundkompetenzen sowie von Lehrgängen, um den Pflichtschulabschluss nachzuholen.

Bezahlte Anzeige